

Auszug aus dem nicht veröffentlichten Roman „Paul Hase und seine Welt“ (2013).

1

Der Rotzmann

Ich sitze eingeklammert fast in der hintersten Reihe und dann auch noch ganz am inneren Rand. Ein Nörgler würde „Pechvogel“ sagen. Man muss es einfach positiv sehen. Auf diese Weise bekomme ich nicht so viel vom Zug ab, der nicht abgefahren, sondern absolut anwesend ist. Meistens dann, wenn jemand die Tür offen stehen lässt. Wohl Kartoffeln in den Angeln zuhause. Allgemeines Gemurmel in den Kirchenbänken. Das kennt man ja. Solange keiner predigt, bleibt der Mund nicht zu. Ich nehme mich da gar nicht aus. Später wird das dann zu einem Taschentuchrascheln. Dann noch kurz ein Bonbon lutschen oder so. Jetzt wird es spannend! Die Tür steht schon fünf Minuten offen. Dem rechts außen am Gang muss es schon recht ziehen. Gut, dass ich innen sitze. Da bin ich zwar im Falle eines Brandes im Hintertreffen, aber zumindest nicht erfroren. Aber wie häufig brennen in diesen Zeiten schon Bänke ab? Vor allem, wenn sie in völlig unterkühlten Kirchen stehen. Der Holzwurm würde sich sicherlich über etwas Abwechslung freuen, aber er wird ja nicht gefragt. Bohrt er eben weiterhin im alten Holz und macht ein paar Kinder. „Business as usual“ eben. Heute hat er sich frei genommen, besucht wohl die Verwandtschaft. Festtagsbesuche hasst er zwar, immer diese weiten Strecken und abends der dichte Nebel oder gar Glatteis. Wobei es schon schlimmer gewesen ist, hat ihm sein Großvater erzählt. Seit das Klima sich erwärmt, hat der Alte schneller eine Angina am Hals als zuvor. Und wie er heute wieder vor sich hin lamentiert! „Ihr seid einfach nicht mehr abgehärtet. Ihr Jungen habt zu wenig Dreck gefressen! Damals, das waren noch Zeiten! Von den Zeiten gar nicht zu reden. Die waren, ja, Gold waren die!“

Von Holzbohrern wollte ich gar nicht reden. Lenken einfach zu sehr ab, diese Tierchen. Doch spannend ist es schon, dass es einen gleich weniger friert, wenn man an etwas anderes denkt. Aber mich friert ja gar nicht. Ab und an ein Windhauch in meinem Eck, das ist es auch schon. Aber ich will mich nicht beklagen. Positiv denken ist die Devise. Wobei, nur so am Rande, wenn ich an meine Devisen denke, könnte ich vielleicht wankelmütig werden. Ganz schön in den Keller gerast. Aber wer weiß, der Aufschwung

kommt bestimmt. Und wenn nicht, bleibt mir immer noch mein Luftschloss. Und das baue ich mir selbst, in meinem Kopf, in meinem Herzen. Und da geht es mir dann gut. Vielleicht mache ich mir einfach noch zu viele Gedanken. Jetzt weiß ich, wo vielleicht Bänke brennen könnten, wenn das nur die Mehrzahl von Bank wäre. Aber die ist ja „Banken“. Und die müssen aufpassen, dass ihnen zumindest nicht der Hut brennt, wie uns Wutbürgern in diesen Zeiten. Dann holt sich jeder sein Geld ab, bunkert es bei sich daheim im Sparstrumpf der Oma oder gibt es aus. Man investiert in Lebensmittel für die nächsten mindestens hundert Jahre und dann können sie die Bank sprengen, so wie ich früher beim Monopoly. Bevor ich mich hier um Kopf und Kragen denke, könnte es da vorne aber langsam mal losgehen!

„Haben Sie mal ein Taschentuch?“, stupft mich mein Sitznachbar in die Seite. Gut, dass der nicht weiß, dass ich da kitzlig bin. Ich verberge es vor ihm, wie einen geheimen Schatz in der Höhle meines Herzens.

Ich zücke ein nicht mehr taufrisches Rotztüchlein, von dem sich die Bazillen längst verabschiedet haben, weil schon die Motten darin wohnen. Das Vorzeigen dieses Jammerlappens bringt meinen Nachbarn beinahe zum Schweigen. Er schüttelt etwas entgeistert den Kopf und zieht sich den Rotz bis in die Stirnhöhlen hoch. Ich sehe förmlich, wie sich der Schleim dort oben mit dem vorigen vereinigt und sich seine Bahn durch die Ganglien zieht. Enttäuscht, aber nicht beleidigt, stecke ich mein Sacktuch wieder dorthin, wo es hingehört. Ich habe jetzt selbst das Bedürfnis nach einem kleinen Schnäuzchen. Gut, dass ich auch eine Packung Tempo im Mantel habe. Hätte mein schniefender Nachbar alles haben können, aber er wollte ja kein Manteltuch, sondern unbedingt eines aus der Tasche. Ich finde schon, dass es wichtig ist, sich heutzutage klar auszudrücken. Wie soll man sich denn sonst in der Servicewüste dieses Landes auf Dauer zurechtfinden?

Ach ja, ich habe mich bisher noch nicht vorgestellt. Wie unhöflich, obwohl man das in Seminaren immer lernt. Immer brav vorstellen. Und das vor dem Anfang einer Konversation. Korrekt. Die Augen nicht verdrehen. Anschauen, aber auch nicht zu verbissen. Klare Aussprache. Und so weiter. Wenn Sie also gestatten, darf ich mich Ihnen vorstellen, sozusagen meinen Hut in den Ring werfen. Um es nicht zu sehr in die Länge

zu ziehen, denn erstens ist das Zeitverschwendung und zweitens hat es nur mit einem übersteigerten Ego zu tun, wenn man zu viel Wind um seine Person verbreitet, mache ich es nun also rasch. Lange Einleitungen nerven auch manchmal, deshalb nun in aller Kürze. Formlos, wie man heute auch oft hört. Mein Name ist Hase. Ja, Sie haben richtig gehört. Ich werde Sie jetzt nicht vergackeiern. Was brächte das auch? Nein, das ist kein einfallsloser Name. Es ist der Name, den mir meine Eltern mit auf meine Mission gegeben haben und ich trage ihn mit Stolz und Würde. Okay, oft mit einem Lächeln auf den Lippen. Aber was soll daran Verkehrtes sein. Also, nun ohne Umschweife: Mein Vorname ist Paul. „Paulchen Hase“, hat meine Oma früher immer gesagt. Lieb, diese Oma. Und Sie? Denken Sie sich, was Sie wollen, aber tun Sie es um Gottes Willen nicht in der Öffentlichkeit. Manchmal gibt es Menschen, die können in Köpfe eindringen und sehen Ihre doofen Gedanken. Ihnen mögen sie ja unheimlich intelligent vorkommen. Aber das geht nicht jedem so! Sie brauchen jetzt gar nicht verwundert sein, wenn Ihnen meine Gedanken bekannt vorkommen! Sie haben sie gerade gelesen. Weil wir gerade dabei sind und ich gerade so intim mit Ihnen zusammen bin, muss ich noch was erzählen:

Drei Reihen vor mir sitzt auch recht eingepfercht eine recht hübsche Frau. Schwarzer Rock, roter Schal. Eine Haarpracht wie eine Domina. Ich träume davon, wie sie sich mit ihren weißlackierten Fingernägel-Händen durch ihre langen schwarzen Haare fährt, die ihr von hinten unheimlich gut stehen. Während mir innerlich warm wird und ich mich schon im Duft dieser Traumfrau bade, steigt das ekelhafte Kölnisch Wasser meines Sitznachbarn in meine Nasenschleimhäute. Vorbei sind die Tagträume! Endgültig, denn er quält sich mittlerweile dermaßen mit seinem Rotz ab, dass jegliche Gedanken an eine Liebelei unmöglich werden. Er unternimmt weitere verzweifelte Versuche, die Schlacke nicht zu sehr unter die Menge zu streuen. Ich werde ihn jetzt fragen, ob er auch mit einem Tuch aus dem Mantel zufrieden ist. Weil er mich aus meinem Traum gerissen hat, stupse ich ihn versehentlich ruppig in die Seite.

„Mal im Ernst, Mann. Ich könnte Ihnen helfen!“

Verwirrte Blicke können verwirren.

„Ich hätte da etwas für Sie!“

Manche verwirrten Blicke können so verwirrt sein, dass sie schon beinahe wieder nicht verwirrt sind.

„Schauen Sie!“

Ich zeige ihm meine fast volle Packung Tempo. Ich habe gelernt, wie man mit den Bedürfnissen von Menschen spielt. Seminare und Gehirnwäsche wirken Wunder! Und ich garantiere Ihnen, er wird mir aus der Hand fressen! Er unternimmt einen letzten verzweifelten Versuch, seinen nasalen Inhalt nicht in die Menge zu niesen und ich ködere ihn weiterhin mit meiner Packung porenreiner, frischer Nasentücher.

„Sagen Sie schon, was Sie dafür verlangen!“

Das Zauberwort ist gefallen.

Der Ratgeber würde jetzt sagen: „Immer dran bleiben, verhandeln. Hart bleiben. Verhandeln. Verkaufen!“

„Das erste ist umsonst!“, sage ich völlig ungeniert und einige erstaunte Blicke von hinten lauern auf meinem Rücken. Vielleicht fressen sie mich gerade förmlich auf, weil es vielleicht nicht unbedingt christlich ist, was ich da mache. Aber ich habe es schließlich gelernt. Und wer kann schon aus seiner Haut?

Sie haben noch nie so schnell einen Menschen die Ware aus der Hand eines Verkäufers reißen sehen, wie in diesem Fall.

Mit einem Grunzen verabschiedet er seine Anteile in das erste Tuch, das den galligen Inhalt aufnimmt, wie ein dankbares Löschblatt.

„Danke“, höre ich ihn schnauben.

Ich selbst fühle mich wohl wie ein Christkind nach dem dritten Glas Weihnachtspunsch. Wie ein Schäfchen in meinen Schal gepackt, kann ich jetzt den Gottesdienst genießen und bin in meinem Ego bestätigt: Ich habe die Kunst des Verkaufens im Blut! Ich bin der Held vom Tempofeld!

Die restliche Packung bringt mir übrigens im Verlauf des Gottesdienstes fünf Euro ein. Weil Weihnachten ist, stecke ich es in den Klingelbeutel. Muss ich in der Firma noch fragen, ob man das absetzen kann.